

**KIRCHENGESCHICHTE
IN GESCHICHTEN**

Elisabeth Reil

KIRCHENGESCHICHTE IN GESCHICHTEN

**EIN LESE- UND ARBEITSBUCH FÜR
DEN RELIGIONSUNTERRICHT**

Kösel



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *PlanoPlus*
liefert Papyrus, Ettlingen.

Copyright © 2012 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: Weiss | Werkstatt | München
Umschlagmotive: Foto: Heinrich Hoffmann, Helmuth von Moltke;
Glasfenster: Albert Birkle, Hildegard von Bingen;
Münze: Konstantin d. Gr., Staatliche Münzsammlung, München
Sachzeichnungen S. 20, 68, 78, 94: Veronika Koller, Teugn
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37043-6

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem gesamten
lieferbaren Programm finden Sie unter
www.koesel.de

INHALT

Vom Nutzen einer Kirchengeschichte	7
1. Am Scheideweg <i>Als Juden und Christen sich trennten</i>	11
2. Was glaubten die Heiden? <i>Ein Streifzug durch die Ruinen von Pompeji</i>	18
3. Verdächtig! <i>Christenverfolgung im Römerreich</i>	30
4. Die Auferstehung erwarten <i>Katakomben in Rom</i>	38
5. Die entscheidende Wende <i>Kaiser Konstantin und das Christentum</i>	43
6. Ein Bischof in Nordafrika <i>Augustinus von Hippo</i>	48
7. Das Mönchtum <i>Benedikt baut eine neue Stadt</i>	55
8. Eine neue Religion <i>Der Islam breitet sich aus</i>	63
9. Von Buchstaben, Monstern und schalkhaften Mönchen <i>In der Schreibstube eines Klosters</i>	73
10. Wer regiert die Welt? <i>Kaiser und Papst im Streit</i>	80
11. Nonne, Ärztin, Gottesgelehrte <i>Hildegard von Bingen</i>	86
12. Bewaffnete Wallfahrt <i>Die Kreuzzüge (1096–1291)</i>	92

13. Freiwillig arm	103
<i>Franziskus und die Armutsbewegung</i>	
14. Die evangelische Konfession entsteht	110
<i>Der Reformator Martin Luther</i>	
15. Mutig gegen den Hexenwahn	119
<i>Friedrich von Spee</i>	
16. Eine Schule für alle	125
<i>Schwester Theresia Gerhardinger und ihr Schulorden</i>	
17. Für Menschen in Not	134
<i>Theodor Fliedner gründet die Diakonissenhäuser</i>	
18. Widerstand gegen Hitler	142
<i>Graf Helmuth James von Moltke</i>	
19. Deckname »Mädi«	149
<i>Josefas Fahrten zum Konzentrationslager Dachau</i>	
20. Die Fenster der Kirche weit aufmachen	156
<i>Papst Johannes XXIII. und das Zweite Vatikanische Konzil</i>	
Register	167
Literaturverzeichnis	170
Bildnachweis mit Kurzkomentaren	174

VOM NUTZEN EINER KIRCHENGESCHICHTE

Was nützt es eigentlich, wenn wir wissen, wie es früher einmal war? Was geschehen ist, ist geschehen, daran kann man nichts mehr ändern. So denken viele und kommen zu dem Schluss, dass man sich doch lieber mit der Gegenwart und mit der Zukunft beschäftigen soll. In der einen kann man etwas tun und für die andere kann man die Weichen stellen. – Das ist richtig. Richtig ist aber auch, was der folgende Spruch besagt:

*Wer wissen will, wer er ist,
muss wissen, woher er kommt,
um zu sehen, wohin er will.*

Auch Thomas Mann hat in seinem Roman »Joseph und seine Brüder« eine bedenkenswerte Aussage über die Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart gemacht:

»Geschichte ist das Geschehene und was fort und fort geschieht in der Zeit. Also ist sie auch das Geschichtete und das Geschicht, das unter dem Boden ist, auf dem wir wandeln.«

Das gilt für den einzelnen Menschen, für ein Volk, einen Staat, eine Staatengemeinschaft und ebenso für eine Glaubensgemeinschaft wie die Kirche.

Die erste Kirchengeschichte hat Eusebius von Cäsarea (260/64–339/40) verfasst. Von ihm ist in einer Erzählung dieses Buches die Rede. Er hat über die kirchlichen Ereignisse und Personen noch so berichtet, dass die Kirche in gutem Licht dasteht und kein Schatten auf sie fällt, obwohl er die Ereignisse gewissenhaft erforscht hat. Moderne Forscherinnen und Forscher gehen anders vor. Sie bemühen sich, die Ereignisse objektiv darzustellen und auch die Standpunkte der Andersdenkenden und Andersgläubigen mit einzubeziehen.

Eine Kirchengeschichte zeigt auf, wie Christen die Botschaft der Bibel in ihrer Zeit ausgelegt und auf das Leben angewandt haben. Es gab Christen, die mutig ihren Glauben bezeugt und neue Wege des Glaubens entdeckt haben.

An ihnen können wir uns ein Beispiel nehmen. Es gab aber auch andere, die Irrwege gegangen sind und Schaden angerichtet haben, der bis heute nachwirkt. Daraus können wir für unser Handeln heute etwas lernen.

Wer die Menschen und Ereignisse aus früheren Jahrhunderten richtig verstehen will, sollte sie allerdings nicht nach heutigen Maßstäben, sondern aus der damaligen Situation und Gesellschaft heraus beurteilen. Demokratie war ihnen fremd, die Gesetze der Naturwissenschaften kannten sie nicht und dachten sich deshalb die Welt voller guter und böser Geister. Über viele Jahrhunderte hinweg waren sie davon überzeugt, dass man den eigenen Glauben durchsetzen muss, auch mit Gewalt, und dass das auch Gott so will. Heute müssen wir das kritisch beurteilen. Gleichzeitig müssen wir mit Blick auf die Ereignisse in der Welt heute fragen, ob die Menschen aus der Geschichte gelernt haben oder ob sie darin stecken geblieben sind und immer wieder die alten Handlungsmuster wiederholen.

Kirchengeschichte im Klassenzimmer

Will man Heranwachsenden Geschichte nahebringen, darf man sich nicht auf die Vermittlung exakter Daten beschränken. Daten sind lediglich das Rohmaterial, für das junge Menschen in der Regel noch wenig Interesse und Verständnis aufbringen. Geschichte muss Schülerinnen und Schüler emotional ergreifen. Das geschieht durch Vergegenwärtigung. Geschichtliche Ereignisse sollen anschaulich dargeboten werden und Emotionen wecken. Was damals die Gemüter ergriff, soll auch heute die Gemüter ergreifen. Denn nur so können wir uns Geschichte aneignen und daraus Orientierung für heute gewinnen. Deswegen habe ich hier die geschichtlichen Ereignisse bildhaft, plastisch und detailliert erzählt, jedoch nicht im Stil eines historischen Romans. Zugleich wollte ich mich davor hüten, Personen der Geschichte zu den Unsrigen zu machen. Anbiederung aus falscher Aktualisierung erschließt nicht die Geschichte, sondern entzieht sie. Die zeitliche Distanz muss erkennbar bleiben.

Um den erlebnismäßigen Nachvollzug der Geschichte durch die Heranwachsenden zu ermöglichen, sollten für das geschichtliche Erzählen folgende Prinzipien beachtet werden:

- › **INDIVIDUALISIEREN:** Immer sind einzelne Menschen die Handelnden der Geschichte, auch wenn bestimmte Strukturen, Tendenzen und Verhältnisse in Gesellschaften wirksam sind. Nicht die Gesellschaft handelt, sondern der Mensch.

- › PERSONIFIZIEREN: Vergangene Ereignisse werden vergegenwärtigt, indem man die historischen Personen möglichst selbst zu Wort kommen lässt. Das geschieht durch das Stilmittel der wörtlichen Rede.
- › LOKALISIEREN: Wenn man die Gestalten der Geschichte an bestimmten Orten auftreten lässt, schafft man für die Heranwachsenden gleichsam eine begehbare Lernlandschaft. Taten sind mit »Tatorten« zu verbinden.
- › KONKRETISIEREN: Der kindliche Konkretismus gibt sich nicht mit allgemeinen Einsichten und Resümees zufrieden, sondern fordert Detailgenauigkeit. Diese darf aber nicht in fantastische Ausschmückungen ausarten.
- › DRAMATISIEREN: Die Geschichten wirken lebendig, wenn sie spannungsvolle Elemente enthalten. Dazu werden einzelne Geschehnisse exemplarisch vertieft und detailgetreu erzählt, andere werden nur cursorisch gestreift.

Geschichtliches Erzählen für Heranwachsende steht immer vor der schwierigen Aufgabe, historische Genauigkeit mit anekdotischem Fabulieren zu verbinden. Daraus entsteht eine Mischung aus Information und Unterhaltung.

Einige Tipps zum Umgang mit diesem Buch

Die Geschichten müssen nicht der Reihe nach gelesen werden. Man kann die eine oder andere herausgreifen, die die Schülerinnen und Schüler besonders interessiert oder die gerade zu einem Unterrichtsthema passt. Die Geschichten sind so erzählt, dass sie keiner zusätzlichen Mittel der Klärung bedürfen.

Am besten kann man die Menschen von damals verstehen, wenn man sie selbst zu Wort kommen lässt. Deswegen wurden in diese Kirchengeschichte QUELLENTEXTE aufgenommen, die zeigen, wie die Zeitgenossen selbst über sich und ihre Zeit dachten und urteilten. Solche Quellentexte sind in diesem Buch *kursiv* gedruckt.

Das Buch enthält am Ende ein REGISTER. Dadurch kann es als NACHSCHLAGEWERK für einzelne Begriffe dienen.

Durch Zwischenüberschriften innerhalb der Geschichten können UNTERTHEMEN oder HINTERGRUNDINFORMATIONEN leichter erfasst werden.

Die Geschichten können auch für REFERATE in der Schule verwendet werden. Dabei ist es wegen der angezeigten Unterthemen denkbar, mehrere Referentinnen oder Referenten eine Geschichte bearbeiten zu lassen.

Die Referate werden anschaulicher, wenn sie durch BILDER zu den einzelnen Ereignissen und Personen gestützt werden. Die Bilder werden nicht im

Buch zur Verfügung gestellt, sondern sollen von den Schülerinnen und Schülern selbst im Internet oder anderswo entdeckt werden.

Auch ein PORTFOLIO kann erstellt werden, indem zusätzliche Bilder und Texte zu einem Thema gesammelt werden.

Die Schülerinnen und Schüler erhalten eine klarere Vorstellung von der Lage der Dinge, wenn sie die im Text genannten ORTE im Atlas oder in einer Internet-Map aufsuchen.

Interessant wäre es, nachzuforschen, ob es aus der einen oder anderen Epoche nicht auch Zeugnisse aus dem Umfeld der Schülerinnen und Schüler gibt. Auf diese Weise können sie HEIMATFORSCHUNG betreiben.

Nach der Lektüre mehrerer Kapitel oder des gesamten Buches kann eine ZEITLEISTE angefertigt werden – entweder in Kleinformat in der Größe eines Maßbandes für den persönlichen Gebrauch oder in Großformat für die Klassenzimmerwand. Die Schülerinnen und Schüler teilen einen Papierstreifen in Jahrhunderte und ggf. Jahrzehnte ein und beschriften sie mit den Namen von geschichtlichen Personen oder Ereignissen. Die Eintragungen können auch durch weitere Ereignisse aus derselben Zeit ergänzt werden, die nicht in dieses Buch aufgenommen worden sind. Auch Bilder aus dem Internet können aufgeklebt werden. Zeitleisten helfen, geschichtliche Erinnerungen zu ordnen. Ohne ein Erfassen von Zeiträumen kann sich kein Zeitbewusstsein entwickeln und damit auch nicht die Fähigkeit, Ursache und Wirkung von Geschehnissen zu erkennen.

Interessante Entdeckungen
wünscht
die Autorin

AM SCHEDEWEG

Als Juden und Christen sich trennten

Dass Jesus ein Jude war, wissen alle. Dass auch Petrus und Paulus Juden waren, ist ebenfalls klar. Aber wann sind sie Christen geworden? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, obwohl viele glauben, das würde eindeutig aus der Bibel hervorgehen. Die einen sagen: Als Petrus am Ostermorgen das Grab Jesu leer fand, glaubte er an den Auferstandenen und von da an war er Christ (Lk 24,12). Paulus sei Christ geworden, als er auf dem Weg nach Damaskus eine Stimme aus dem Himmel hörte und dann vom Christenverfolger zum Christusverkündiger wurde (Apg 9). Aber weder Petrus noch Paulus haben irgendwann einmal gesagt oder an sich selbst gemerkt: »Jetzt bin ich ein Christ!«

Das Wort »Christ« kommt im Neuen Testament kaum vor, obwohl es die Urschrift der Christenheit ist. Nur dreimal taucht es dort auf, das Wort »Juden« dagegen sehr häufig. In den vier Evangelien sucht man vergebens nach dem Wort »Christ«. Ganze zwei Mal findet man es in der Apostelgeschichte und einmal im 1. Petrusbrief – sonst nirgends. Die Jesus-Anhänger haben sich nämlich nicht selbst so bezeichnet. Das Wort »Christ« wurde von Außenstehenden geprägt. In der Apostelgeschichte (Apg 11,26) heißt es, dass sie in der Stadt Antiochia zum ersten Mal »Christen« genannt wurden. Ein andermal nimmt der jüdische König Agrippa bei einem Verhör gegen Paulus diese Bezeichnung in den Mund (Apg 26,28). Nur im 1. Petrusbrief (4,16) wenden die Christen das Wort schon auf sich selbst an, aber dieser Brief ist sehr spät entstanden; die Forscher meinen, zwischen 80 und 120 n. Chr. Dann konnte er aber nicht mehr von Petrus selbst geschrieben worden sein, weil dieser um 67 n. Chr. hingerichtet worden ist.

Petrus und Paulus haben sich ihr Leben lang als Juden gefühlt und sind es auch geblieben. Das Christentum und das Judentum waren anfangs noch eng miteinander verbunden, sodass nicht einmal die Römer einen Unterschied bemerkten, obwohl sie doch alle Gruppen im Land sehr aufmerksam beobachten ließen. So hat z.B. Kaiser Claudius (10 v.–54 n. Chr.) einmal die Juden aus Rom vertrieben, weil sie angeblich durch einen gewissen »Chrestos« (= Christus) Unruhe gestiftet hätten.

In der Synagoge von Antiochia

Der Evangelist Lukas berichtet in seiner Apostelgeschichte (11,19), dass einige von den Jesus-Jüngern nach Phönizien, Zypern und Antiochia kamen und dort den Juden das Wort von Jesus verkündeten, andere Jünger verkündeten auch den Griechen das Evangelium von Jesus.

Wie sollen wir uns das vorstellen? Sind sie in die Städte gegangen und haben sich auf die Marktplätze gestellt und zu predigen begonnen? Wenn heute bei uns jemand so etwas machen würde, würde man ihn für verrückt erklären. Damals hätten die Leute das ebenfalls so empfunden.

Warum sind die Jünger ausgerechnet nach Phönizien, Zypern und Antiochia gewandert? Nun, weil es dort jüdische Gemeinden gab. Die Juden wohnten damals nicht nur in Judäa, sondern auch in anderen Ländern des Römischen Reiches, um dort zu arbeiten und Handel zu treiben. Die Stadt Antiochia war ein solcher Ort, hier lebten viele Juden. Antiochia gehörte damals zu Syrien, heute heißt die Stadt Antakya und gehört zur Türkei. Damals haben die Menschen dort griechisch gesprochen. Auch die Juden, die manchmal schon seit Generationen dort lebten, sprachen griechisch. Damit sie auch in der Fremde ihre jüdische Religion ausüben konnten, bauten sie eigene Gemeindehäuser. Ein jüdisches Gemeindehaus heißt Synagoge. Es bestand aus einem Gebetshaus, in dem aber nicht nur gebetet, sondern auch diskutiert und gelehrt wurde, und aus einer Herberge, in der Gäste übernachten konnten.

In eine solche Synagoge gingen die Jünger, wenn sie in eine fremde Stadt kamen. Man erzählte Neuigkeiten aus der Heimat und tauschte seine Ansichten über den Glauben aus. Deshalb wussten auch die Juden in Antiochia, dass es den Menschen in Jerusalem nicht gut ging. Die Römer pressten immer mehr Steuern aus dem Volk heraus. »Wenn nur endlich der Messias käme und das Volk von der Fremdherrschaft befreien würde!« Das war der sehnlichste Wunsch aller Juden. »Er ist schon gekommen!«, verkündeten da die Jünger aus Jerusalem, »Jesus von Nazaret heißt er. Sie haben ihn gekreuzigt, aber am dritten Tag ist er auferstanden und den Unsrigen erschienen.« »Das soll glauben, wer will«, sagten die einen. Die anderen aber nahmen alles mit Freude und Hoffnung auf, was sie von Jesus hörten. So kam es, dass es in der Synagoge von Antiochia zweierlei Meinungen gab. Einige glaubten, dass Jesus der Messias war, andere aber meinten, man müsse noch auf den Messias warten. Obwohl es Spannungen gab wegen dieser Frage, versammelten sie sich immer noch gemeinsam zum Gebet und lasen die Geschichten aus den Büchern des Mose und der Propheten. Gemeinsam sangen sie Psalmen und lobten denselben Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat.



In der Synagoge von Antiochia gingen aber nicht nur Juden ein und aus. Es gesellten sich auch Einheimische zu ihnen, die sich vom Ein-Gott-Glauben (Monotheismus) der Juden angezogen fühlten. Von den Staatsgöttern der Römer hatten sie genug, weil sie nur dazu dienen sollten, den Ruhm des Kaisers zu vermehren. Vom Gott Israels, der der Vater aller Menschen war, fühlten sie sich verstanden. Sie konnten aber nicht volle Mitglieder der jüdischen Gemeinde werden, weil sie nicht vom jüdischen Volk abstammten. Manche wollten aber auch gar nicht ganz dazugehören, weil ihnen die vielen Vorschriften der Juden zu kompliziert waren. Diese Leute wurden von den Juden »Gottesfürchtige« genannt. Sie waren Freunde des Judentums. Die Gottesfürchtigen von Antiochia waren von ihrer Abstammung her Griechen. Bei ihnen fanden die Jesus-Jünger besonders offene Ohren. Jetzt konnten sie an den Gott Israels und an den Messias glauben, ohne die vielen jüdischen Vorschriften beachten zu müssen.

Später setzte sich vor allem der Apostel Paulus dafür ein, dass sich die griechischen Messiasgläubigen nicht beschneiden lassen mussten und trotzdem vollwertige Mitglieder der Gemeinde werden konnten. Ihnen gefiel besonders, was Paulus in seinem Brief an die Galater geschrieben hat: *»Da gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Juden und Griechen, zwischen Sklaven und Freien, zwischen Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus. Wenn ihr aber zu Christus gehört, dann seid ihr Abrahams Nachkommen, seine Erben aufgrund der Verheißung«* (Gal 3,28-29). Kein Wunder, dass nun viele Griechen Messiasgläubige wurden, denn nun standen sie nicht mehr in der zweiten Reihe, sondern gehörten voll zur Gemeinde. Mit der Zeit kamen so viele Griechen zur Gemeinde, dass sie die Juden an Zahl übertrafen.

Die große Katastrophe

Lange Zeit betrachteten sich die Christen als Teil des Judentums. Bei den Jerusalemer Christus-Gläubigen wurden anfangs nur solche Männer zu Bischöfen ernannt, die aus dem Judentum stammten. Doch dann änderten sich die Verhältnisse schlagartig. Im Jahre 70 n. Chr. brannten die Römer den Tempel in Jerusalem bis auf die Grundmauern nieder. Das war ihre Antwort auf die Aufstände von jüdischen Gruppen gegen die römische Besatzungsmacht. Aber das war noch nicht alles. Sie richteten ein fürchterliches Massaker an der Zivilbevölkerung an, dem etwa 1,1 Millionen Menschen zum Opfer fielen; nur 97.000 haben überlebt. Die jungen Männer schleppte man nach Rom. Dort mussten sie bei den großen Spielen gegen Raubtiere kämpfen und fanden dabei ihren Tod. Die Frauen und die Kinder unter 17 Jahren wurden als Sklaven verkauft und in alle Teile des Reiches verschleppt. Judäa wurde dadurch so entvölkert, dass die hebräische Sprache fast ausstarb.

Auf dem Tempelberg errichteten die Römer nun ein heidnisches Heiligtum und die Stadt Jerusalem erhielt den römischen Namen Aelia Capitolina. Nicht einmal das Land Judäa durfte seinen Namen behalten, es wurde »Palästina« genannt, d.h. »Land der Philister«. Auch unter den Christen herrschte großes Entsetzen. Aus Furcht vor den Römern hielten sie sich von den Juden fern und taten alles, um nicht mit ihnen verwechselt zu werden. Nun begann die Entfremdung zwischen Juden und Christen. Die Gottesfürchtigen zogen sich aus den Synagogen zurück und wandten sich den Christen zu. Auch mutlos gewordene Juden setzten ihre Hoffnungen nun auf den Christus-Glauben. Die Vorsteher der Christen-Gemeinden zogen aus der Katastrophe den Schluss, dass Israel nicht mehr das wahre Volk Gottes sei, sondern die Christen an ihre Stelle rückten. Sie nannten sich deswegen auch »Neues Volk Gottes«. Nachdem

der Kaiser keinem jüdischen Mann mehr erlaubte, in Aelia Capitolina Bischof zu werden, festigte sich die Vorherrschaft der nichtjüdischen Christen, auch »Heidenchristen« genannt, innerhalb der Jerusalemer Gemeinde. Es wurde viel darüber geredet, dass die Juden selbst schuld an ihrem Schicksal seien, weil sie nicht an den Messias Christus glaubten. Die Apostelgeschichte schließt mit der Feststellung, dass die Juden verstockt seien und Gott sich den Heiden zuwenden würde (Apg 28,24–28).

In den folgenden Jahren schrieben bedeutende christliche Schriftsteller in ihren Büchern, dass die Juden das abtrünnige Volk Gottes seien und Schuld am Tod Jesu tragen. Im Christentum bildete sich nun eine Abwehrhaltung aus, die man »Antijudaismus« nennt. Aus den anfänglichen Meinungsverschiedenheiten über den Glauben wurde schließlich eine endgültige Trennung.

Wie es weiterging

Nach der Vertreibung aus Palästina gelangten die Juden zu Hunderttausenden als Gefangene oder Vertriebene in alle Teile des Römischen Reiches, auch nach Deutschland. In den ersten Jahrhunderten war das Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung gut. Die Juden übten Berufe aus wie alle anderen. Ihre Ärzte wurden besonders von den christlichen Bischöfen sehr geschätzt. In den großen Städten wurden jüdische Hochschulen errichtet, aus denen bedeutende Gelehrte hervorgingen.

Im Mittelalter verschlechterte sich die Lage der Juden jedoch dramatisch. Im Schatten der Kreuzzüge bahnte sich neues Unheil an. Noch während sich die Kreuzfahrer sammelten, um ins Heilige Land zu ziehen, fielen bewaffnete Horden über jüdische Gemeinden her. Schon auf dem Weg nach Palästina begann ein Morden und Plündern unter dem Vorwand, die Vorfahren der Juden hätten »unseren Heiland« gekreuzigt.

In den folgenden Jahrhunderten waren die Juden nie mehr sicher vor Übergriffen. Immer wieder wurden sie aus den Städten vertrieben und konnten nur hoffen, dass ihnen ein anderer Landesherr Aufnahme gewährte. Im Jahr 1555 ordnete der Papst an, dass die Juden nicht mehr in denselben Stadtvierteln wohnen durften wie die Christen. Sie mussten in ein eigenes Viertel ziehen, das von einer Mauer umschlossen wurde. Man nannte es Getto, zu Deutsch: »Gießerei«, weil in Venedig das erste Judenviertel in einer ehemaligen Gießerei errichtet wurde. Außerdem wurden die Juden dazu verpflichtet, besondere Kleidung zu tragen, einen gelben oder roten Judenhut und einen gelben Ring am Mantel. Ab 1584 mussten sie in Rom jedes Jahr am Karfreitag eine christliche Predigt anhören. Das verbitterte sie sehr. Aber damit nicht genug! Man

dichtete den Juden fortan alle möglichen Übeltaten an: dass sie Christenkinder töten würden, um ihr Blut bei ihren Gottesdiensten zu verwenden, dass sie Brunnen vergiften und dass sie Menschen um ihr Geld betrügen. Aufgrund eines bloßen Verdachtes wurden viele Juden zum Tode verurteilt. Wenn es irgendwo eine Naturkatastrophe gab, machte man die Juden dafür verantwortlich. Wenn sie vor Gericht gestellt wurden, wartete eine besondere Demütigung auf sie: Während sie den Eid ablegten, mussten sie auf der blutigen Haut eines Schweins stehen. Das war besonders niederträchtig, weil für die Juden das Schwein etwas Unreines ist, mit dem sie nicht in Berührung kommen dürfen. Davon wurde später das Bild von der »Judensau« abgeleitet. Auf Spottbildern und sogar in Stein gemeißelt an Kirchentüren und Stadttürmen hat man es angebracht, um zu zeigen, dass Juden draußen bleiben müssen. Auch im Theater und bei Passionsspielen wurden die Juden schlechtgemacht. So kam es, dass sie von beinahe allen Bevölkerungsschichten verachtet wurden.

Erst im 18. Jahrhundert besserte sich ihre Lage und sie konnten eine Zeit lang wie normale Bürger leben. Aber 1880 tauchte wieder eine dunkle Wolke auf, die dunkelste in der Geschichte der Juden: In Berlin hörte man zum ersten Mal das Wort »Antisemitismus«. Jetzt verachtete man nicht mehr nur die Religion der Juden, sondern man behauptete, dass sie als Menschen eine minderwertige Rasse seien. Der junge Adolf Hitler hatte solche Ansichten in Wien kennengelernt und sie später als Kanzler des sog. »Dritten Reiches« in eine grauenvolle Wirklichkeit umgesetzt. Die Juden wurden wie Ungeziefer behandelt, das es auszurotten galt. Zwischen 1933 und 1945 wurden ca. 6 Millionen Juden in den Gaskammern, durch Zwangsarbeit und durch tägliche Quälereien umgebracht.

Auch wenn die Christen nicht direkt schuld an dieser entsetzlichen Vernichtungswelle waren, so haben sie doch jahrhundertlang durch ihre Verachtung der Juden dazu beigetragen, dass sich die Stimmung stetig verschlechterte. Deswegen haben die Christen heute eine besondere Verpflichtung zur Versöhnung mit den Juden. Welches Leid wäre ihnen erspart geblieben, wenn die Christen das Gemeinsame betont hätten: den Glauben an Gott, den Schöpfer der Welt, und die gemeinsame Bibel, das Alte Testament! Beim Zweiten Vatikanischen Konzil, der großen Kirchenversammlung von 1962–1965, wurde ausdrücklich gelehrt:

»Die Juden dürfen nicht als ein Volk bezeichnet werden, das von Gott verflucht ist.

Die Kirche darf nicht vergessen, dass sie durch das Volk der Juden Gott kennengelernt hat.«

-
- › Schlagt im Neuen Testament die Bibelstellen nach, in denen das Wort »Christ« vorkommt, und listet auf, in welchem Zusammenhang es verwendet wird.
 - › Warum war die Synagoge für die Ausbreitung des Christentums so wichtig?
 - › Benennt die Schritte, wie es von den anfänglichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Juden und Christen zur endgültigen Trennung kam. Diskutiert darüber, welchen Anteil die römische Politik an dieser Entwicklung hatte.
 - › Antijudaismus und Antisemitismus sind ähnliche Wörter. Findet ihre unterschiedlichen Bedeutungen heraus und bewertet sie.
-

2

WAS GLAUBTEN DIE HEIDEN?

Ein Streifzug durch die Ruinen von Pompeji

Hannes und Lisa haben soeben mit ihren Eltern die Ruinenstadt Pompeji besichtigt.

Diese römische Stadt südlich von Neapel war am Nachmittag des 24. August des Jahres 79 n. Chr. unter einer dicken Schicht aus Schlamm und Lava versunken. An diesem Tag war der Vesuv mit einer gewaltigen Explosion ausgebrochen und hatte binnen kürzester Zeit eine lebendige Stadt mitsamt ihren 10.000 Einwohnern unter sich begraben. Erst um das Jahr 1600 war man durch Zufall auf die inzwischen vergessene Stadt gestoßen. Aber erst seit 1860 hatte man begonnen, sie Schicht um Schicht freizulegen. Heute kann man durch die Ruinen gehen und die Spuren der Menschen entdecken, die mitten in ihrem alltäglichen Leben von einem Augenblick zum anderen in furchtbarer Schnelligkeit vom Tod überrascht wurden.

Die Geschichte von Pompeji war für Hannes und Lisa sehr aufregend. Doch nachdem sie mit ihren Eltern fast den ganzen Nachmittag in der glühenden Sonne zwischen all den Mauerresten hin und her gelaufen waren – die Eltern wollten sich nämlich alles viel zu genau und viel zu lange anschauen –, überkam sie die Sehnsucht nach einem erfrischenden Badestrand oder wenigstens nach einem kühlen Eis. Deshalb drängelten sie ungeduldig in Richtung Ausgang. Zu allem Überdross wollten aber die Eltern das kleine Museum am Ausgang unbedingt auch noch besichtigen. »Aber bitte nicht lange!«, bettelte Lisa. Als sie in das Gebäude eingetreten waren, flammte ihre Aufmerksamkeit jedoch wieder auf, denn hier gab es sehr interessante Dinge zu sehen. Da vergaßen die Kinder sogar Strand und Eis. In einem der Räume sah man versteinerte Menschenkörper, als hätten sie sich gerade erst auf den Boden gekauert. Manche schützten ihr Gesicht mit Mänteln und Kleiderresten. »Was ist das?«, fragte Lisa erschrocken. »Das sind Einwohner von Pompeji, die damals ums Leben gekommen sind«, antwortete der Vater. Hannes und Lisa beugten sich über die Absperrung und wollten die Gestalten ganz nahe betrachten. »Echte Menschen? Und man sieht sie hier genau in dem Moment, in dem sie gestorben sind?« »Fast 2000 Jahre ist das jetzt her und wir sehen sie heute, wie sie sich in

ihrem Totenkampf winden«, entgegnete der Vater. Ein eigenartiges Gefühl überkam die beiden bei dem Gedanken, dass so etwas den neugierigen Blicken der Besucher ausgesetzt wird, die heute hier als Touristen herumspazieren. Während sie sich noch darüber austauschten, hörten sie neben sich die Stimme eines freundlichen Herrn: »Da kann ich euch ein bisschen beruhigen. Ganz so ist es nicht. Wirkliche Leichen darf man tatsächlich nicht in einem Museum ausstellen. Das hier sind Gipsabdrücke von den Hohlräumen, die die verschütteten Menschen hinterlassen haben. Sie selbst sind längst verwest. Diese Hohlräume wurden von den Archäologen mit flüssigem Gips ausgegossen.« Wie interessant! Wenn man schon jemanden gefunden hatte, der sich auskannte, konnte man ihm noch weitere Fragen stellen: »Konnten denn diese Menschen nicht mehr davonlaufen vor den Lavaströmen?« Heute weiß man, dass die Menschen fliehen, wenn sich ein Vulkanausbruch ankündigt. »Ja, natürlich hätten sie fliehen können, wenn sich nicht blitzschnell ein giftiger Phosphordunst auf die ganze Stadt gelegt hätte. Daran sind die Menschen erstickt, bevor sie fliehen konnten«, antwortete der Herr. »Woher wissen Sie das so genau?«, fragte Hannes. Im Gespräch stellte sich heraus, dass der freundliche Herr ein Geschichtsprofessor aus Deutschland war, der hier in Pompeji an Ausgrabungen mitwirkte, denn die Stadt ist bis heute noch nicht vollständig freigelegt.

Alle wurden sehr nachdenklich und schweigsam. Sie sahen also hier Menschen im Augenblick ihres Todes. Lisa seufzte und meinte: »Ich möchte wissen, woran diese Menschen in den letzten Minuten ihres Lebens gedacht haben. Vielleicht an ihre Kinder, an ihre Familien? Vielleicht haben sie aber auch gebetet, als sie merkten, dass sie ihr Leben nicht mehr retten konnten. Wenn wenigstens ein Gott sie aufnehmen würde! Vielleicht in ein ewiges Paradies oder in den Himmel?«

»Das waren doch Heiden!«, meinte Hannes, »Heiden glauben doch nicht an Gott.« »Habt ihr nicht die vielen Tempelreste gesehen bei eurem Rundgang?«, fragte der Professor, »sie können euch darüber Aufschluss geben.«

Waren die Heiden wirklich »Heiden«?

Wie ist das nun mit den Heiden? Sind sie nun ungläubig oder gläubig? Heute sagt man: Menschen, die überhaupt nicht an Gott glauben, sind Heiden oder mit einem modernen Wort »Atheisten«.

Damals war das anders. Das Wort »Heiden« wurde von den Christen erst im 4. Jahrhundert geprägt. Das entsprechende lateinische Wort »paganus« bedeutet »rückständig«, »ungelehrt«. Der Apostel Paulus kannte dieses Wort noch nicht. Er nannte die Nichtchristen einfach nur »Völker«. In römischer Zeit war

- | | |
|---|---------------------------------|
| 1 Tempel des Jupiter | 9 Tempel der Fortuna (Glück) |
| 2 Tempel des Apollo | 10 Tempel für Äskulap und Salus |
| 3 Tempel der Venus | 11 Tempel der Isis |
| 4 Macellum (Fleischmarkt) | 12 Theater |
| 5 Laren-Heiligtum | 13 Forum Triangulare |
| 6 Tempel des Augustus | 14 Thermen |
| 7 Tempel der Concordia Augusta
(Eintracht) | 15 Villa der Mysterien |
| 8 Basilika (Prachthalle) | |



es die Bezeichnung für alle, die weder Christen noch Juden waren. Es war eher ein abschätziges Wort für die, die nach Ansicht der Christen und Juden den einzigen Gott nicht kannten, Götzendienst trieben und einen schlechten Lebenswandel führten.

In diesem Sinn waren die Heiden nicht »Ungläubige«, sondern »Falschgläubige«. In Wirklichkeit waren die Römer sogar sehr fromm. Religion spielte in ihrem Leben eine große Rolle.

»Zu welchem Gott haben die Leute von Pompeji damals gebetet?«, wollte Hannes wissen. »Kannten sie Jesus schon?« Im Jahr 79 n. Chr. muss es wohl schon Christen gegeben haben, aber sicher noch nicht viele. Und ob sie schon

bis Pompeji gekommen waren, ist fraglich. »Die Tempelreste hier in Pompeji können uns viel vom Glauben dieser Menschen erzählen. Daran kann man gut erkennen, was die Menschen damals glaubten und wie sie ihre Religion ausübten«, erläuterte der Professor. Die Neugierde der Kinder wuchs. »Wenn ihr Lust und Zeit habt, können wir uns morgen Vormittag noch einmal hier treffen und ich werde euch die Plätze in Pompeji zeigen, an denen die Menschen ihren Glauben zum Ausdruck gebracht haben.« »O ja!« Auch die Eltern waren dafür und wurden natürlich ebenfalls eingeladen.

Eine große Götterfamilie

Am nächsten Morgen trafen sich alle zur vereinbarten Zeit am Eingang des Grabungsfeldes.

»Beginnen wir beim Forum«, schlug der Professor vor. Das war der große Versammlungsplatz, der auch als Marktplatz diente. Dort spielte sich das gesellschaftliche Leben einer römischen Stadt ab. Hier standen auch die wichtigsten Tempel.

Nachdem sie einige enge Straßen durchschritten hatten, erblickten sie vor sich einen weiten lang gestreckten freien Platz, der an den beiden Längsseiten von imposanten Mauerresten gesäumt war: das Forum. Am oberen Ende, an der gegenüberliegenden Stirnseite, wurde es von einem besonders auffälligen Gebäude abgeschlossen, das über Stufen erreichbar war und somit eine herausragende Stellung einnahm. Wichtige Säulenreste gaben noch Zeugnis davon, dass sich hier wohl der bedeutendste Ort der ganzen Stadt befunden hatte.

»Hier stand einmal der Tempel des Jupiter«, sagte der Professor, »er war der höchste der Götter. Damit ist schon das Wichtigste über die römische Religion gesagt: Die Römer glaubten nicht an einen einzigen Gott wie Christen und Juden und wie später auch die Muslime, sondern an eine ganze Götterfamilie. Die Gottheit stellten sich die Römer wie eine große Familie vor. Warum sie das taten, lässt sich ganz einfach erklären: Vor Jahrtausenden hatten die Menschen noch keine so ausgeprägte Vorstellung von der menschlichen Person wie heute. Es kam weniger darauf an, was der Einzelne dachte und wünschte, sondern was die Familie, das Volk oder der Staat dachten und wünschten. Im alten Rom lebte und dachte keiner für sich allein. Der Mensch war in seinem Tun und Denken durch und durch ein Gemeinschaftswesen. So hat man sich dann auch die Gottheit vorgestellt. Wie in einer menschlichen Familie gab es dort ein Oberhaupt, dem alle zu gehorchen hatten. Weil alle Götter irgendwie miteinander verwandt waren, konnte man auch richtige Stammbäume davon anfertigen. Jupiter stand über allen und wer seinen Zorn erregte, hatte selbst

als Gott nichts zu lachen. So wie in einer Menschenfamilie waren auch in der Götterfamilie die Aufgaben verteilt. Da gab es Spezialisten für bestimmte Fälle des Lebens. Die einen waren zuständig für die Staatsgeschäfte und den Krieg, andere für das Wetter, für die Ernte, für die unterschiedlichen Berufe und den Handel. Wieder andere waren »Fachärzte« für die verschiedenen Krankheiten, und natürlich auch für Geburt und Tod.« »Wie ist das eigentlich mit dem Tod?«, unterbrach Hannes. »Glaubten die Menschen eigentlich an einen Himmel?« »Das ist nicht ganz einheitlich«, antwortete der Professor, »jahrhundertlang glaubte man, dass die Seelen in die Unterwelt kommen und dort als Schatten weiterleben.« Besonders heiter scheint es da nicht zugegangen zu sein. Der Dichter Homer lässt eine verstorbene Seele über die Zustände dort unten klagen:

*Hier wohnen nur verstandlose Tote,
die Masken der müden Sterblichen.
Ich wäre lieber ein Knecht auf den Feldern
und diene dort einem anderen Mann
ohne Land und mit wenig Vermögen,
als zu herrschen bei all den verstorbenen Toten.*

Wie man Götter bei Laune hält: Opfertgaben

Inzwischen hatte die kleine Gruppe das Forum in seiner ganzen Länge durchschritten und fand sich vor den Stufen des Jupitertempels wieder, die zu einer weitläufigen Terrasse hinaufführten. Wuchtige Säulenstümpfe ragten in den Himmel. Sie mussten einst eine riesige Säulenhalle umschlossen haben. Außerhalb der Säulenhalle war ein großer gemauerter Tisch zu sehen. Von diesem erhöhten Platz aus konnte man die ganze Stadt überblicken.

»Und was haben die Menschen hier gemacht? Haben sie gebetet? Sind sie auch am Sonntag zum Gottesdienst zusammengekommen? Hatten sie auch Priester? Wie hat sich das alles abgespielt?«, fragten die Kinder. »Bevor ich euch das beantworte, will ich euch erst erzählen, was die Menschen von ihren Göttern und speziell von Jupiter überhaupt erwarteten. Auch das hing sehr stark von ihren Lebensumständen ab. Damals waren die Menschen noch in so hohem Maße von der Natur abhängig, wie wir uns das heute kaum mehr vorstellen können. Die Bauern konnten wenig tun, um ihre Ernten zu verbessern. Es gab weder wirksame Düngemittel noch leistungsstarke Landmaschinen. Die Launen der Natur hielten sie für die Launen der Götter. Deshalb lebten die Menschen immer mit dem Blick zum Himmel. Das Wetter war ein grimmi-

gerer Verfolger, als ein grausamer Herrscher es je sein konnte. Wenn die Götter es gut mit ihnen meinten, wurden die Menschen mit einer guten Ernte belohnt. Wenn es ihnen aber zu gut ging, konnten die Götter neidisch werden und sie im nächsten Jahr durch Missernten bestrafen. Man fühlte sich total der Willkür der Götter ausgeliefert. Da musste man für gute Stimmung bei ihnen sorgen.« »Aber wie machte man das?«, unterbrach Lisa. »Indem man ihnen immer etwas von den eigenen Gütern abgab. Das nennt man ›opfern‹. So entwickelte sich bei den Menschen die Vorstellung, dass man den Göttern einen Teil von dem zurückgibt, was sie einem geschenkt haben. Freilich konnte man das nicht auf direktem Wege tun. Man konnte ja nicht einfach die Götter besuchen und die Gaben vor ihrer Haustüre ablegen. Dabei spielte nun das Feuer eine besondere Rolle. Es war eines der größten Geschenke der Götter. Seit die Menschen das Feuer kannten und es selbst entfachen konnten, waren sie nicht mehr der Kälte ausgeliefert. Sie konnten ihre Speisen kochen, Eisen schmelzen und Töpfe brennen. Das Feuer eröffnete ihnen den Weg zu einem besseren Leben. Es wurde auch zum wichtigsten Transportmittel zwischen Erde und Himmel. Wenn man die Gaben für die Götter verbrennt, steigt der Rauch zum Himmel, der sie dann als schwebende Teilchen zu ihnen bringt.

Der gemauerte Tisch vor der Säulenhalle war der Altar, auf dem die geopfert Tiere und Feldfrüchte verbrannt wurden. Bei einem Schlachtopfer wurde aber nicht das ganze Tier verbrannt. Die Götter erhielten in der Hauptsache nur Knochen, Fett und Blut, denn nur das würde im Rauch des Opferfeuers aufsteigen. Aber auch Getreide wurde verbrannt. Manchmal gab es eine Spende von Getränken, z.B. Wein und Milch, die man für die Gottheit auf der Erde vergoss und damit zeigte, dass man einen wirklich schmerzlichen Verzicht leisten wollte, denn solche wohlschmeckenden Getränke in der Erde versickern zu sehen tat den Menschen wirklich weh. So hofften sie, dass der Gott oder die Göttin dafür die Erde mit Fruchtbarkeit segnen würde.

Das übrig gebliebene Muskelfleisch von den Opfertieren wurde aber nicht weggeworfen, sondern von den Priestern zerlegt und den Gläubigen in einem Opfermahl zum Essen gereicht. Diese Opfermähler bildeten einen wichtigen Bestandteil der Götterverehrung. Sie waren so etwas wie eine Götterbewirtung. Man lud die Götter zu sich ein. Im gemeinsamen Mahl fühlten die Menschen eine besondere Gemeinschaft mit ihnen.«

»Ganz fremd ist der Gedanke vom Opfermahl uns Christen ja nicht«, unterbrach nun der Vater, »auch wir verstehen unseren sonntäglichen Gottesdienst als Opfer- und Mahlfeier.«



Elisabeth Reil

Kirchengeschichte in Geschichten

Ein Lese- und Arbeitsbuch für den Religionsunterricht

Paperback, Broschur, 176 Seiten, 16,5 x 24,0 cm

ISBN: 978-3-466-37043-6

Kösel

Erscheinungstermin: Februar 2012

Wie kam Martin Luther auf die Wartburg? Welchen Skandal verursachte Franz von Assisi? Gegen wen musste sich Hildegard von Bingen wehren? – In diesem Buch für den Religionsunterricht werden historische Ereignisse zu lebendiger Geschichte. Die Schülerinnen und Schüler lernen die damalige Zeit, die Menschen und ihren Lebensweg und ihre Anliegen kennen. Gekonnt erzählt macht Geschichte Spaß!



[Der Titel im Katalog](#)